

*Kursfahrt – Eine Erzählung aus Berlin vom 12. – 16. Juni*  
von Bianka Thomas, 10 A

Die mächtige Kuppel aus Glas war schon von weitem zu sehen. Sie sah aus wie eine dieser Souvenir Schneekugeln, die bei leichtem Schütteln feine weiße Flocken tanzen lassen. Von nahem lag die mächtige und glitzernde Kristallkugel in einem Bett aus Steinen und Säulen und lockte mich zu sich, zog mich durch Schleusen und Türen, ihre livrierten Diener führten stumm meine Schritte durch mächtige Säulen über eine dieser hohen und langen Treppen, auf denen man wie Aschenputtel schon mal einen Schuh hätte verlieren können, Adler schauten auf mich herab und hielten in Hermelin gewickelte Kronen in ihren Fängen. „Dem deutschen Volke“, dieser Botschaft wurde ich im letzten Winkel meines Augenlichts gewahr, bevor ich in weiteren Schleusen aus Glas und Spiegeln verschwand, die mich weiterstolpern ließen oder in den Himmel schossen.

„When you are on the ramp your audio starts automatically. Don't press any button.“ Ich hatte nicht vor, irgendeinen unerlaubten Knopf zu drücken und den Zorn der Glaskugel hervorzurufen, aber ich musste wieder zu mir kommen, wieder Herr werden über Raum und Zeit.

Mein Schritt fiel in den steinernen Weg, der wie die Linien eines Schneckenhauses zu einem Ende führt, meine Erinnerung fiel in den Abgrund, der jenseits des Wegs sein Maul aufriss. In dieser Glaskugel gab es kein sanftes Schneegestöber - auch kein Ascheregen, der sich weich auf die Fensterbretter von darunterliegenden Hotelzimmern legt -, das Sommerblau bohrte sich durch die verschmutzten Kuppelgläser und die Stimme hämmerte in meine Ohren. „Bleiben Sie stehen. Schauen Sie nach rechts. Hier das Kanzleramt, weiter im Westen die Siegestsäule mit der Viktoria, im Hintergrund die riesige Abhöranlage der Amerikaner auf dem Teufelsberg. Gehen Sie weiter . . .“

„Reiß dich zusammen, konzentrier dich“, ich hörte meine eigene Stimme, die sich gegen die übermächtige Stimme der Abhöranlage wehrte, die in dieser riesigen Kuppel wie in einem Spiegelkabinett durch alle Winkel meiner Hirnlappen raste und gegen die Schädelwand prallte, um Besitz von mir zu nehmen, mich aus der Zeit-Raum Matrix zu drücken. Ich musste handeln. Sofort. Rational. Wann hatte alles angefangen? „Bleiben Sie stehen . . .“

In diesem Moment fiel mir der erste Tag wieder in den Sinn. Die Anreise. Ein Tag, der wie jeder andere hätte sein sollen, so normal und doch magisch.

Die Bahnfahrt war wie bei jedem Urlaubsziel anstrengend, doch als ich aus dem überfüllten, stickigen Zug ausstieg, traute ich meinen Augen nicht. Diese Stadt, sie erinnerte mich an etwas Altmodisches, etwas aus den Fünfzigern. Es war, als ob man eine Leinwandkulisse vor meinen Augen abrollte, dann konnte ich nicht mehr weggucken und fiel in diese Welt hinein. Nur die lauten Stimmen meiner Klassenkameraden erinnerten mich daran, dass ich diese Welt mit ihnen teilen musste: „Ach ja, wir sind auf einer Klassenfahrt“, ich versuchte mich selber wieder zurechtzurücken.

Ich war glücklich. Wir folgten einer Straße, die von mächtigen, alten Gebäuden gesäumt war. Alles war anders hier: das metallpolternde Geräusch der Straßenbahn, die sich durch das Kopfsteinpflaster wühlt, die hohen Fenster, die auf mich und die breiten Straßen schauten. Es sah alles aus wie in einem Märchen und dennoch so leer.

Ich schlurfte hinter meinen Klassenkameraden her und bewunderte immer noch die Gebäude. Als wir dann an unserem kleinen Hotel angekommen waren, lief ich auf die anderen auf, weil mein Blick immer noch himmelwärts ging. Erst jetzt konnte ich erkennen, dass einige meiner Klassenkameraden genauso überwältigt waren wie ich, andere wirkten einfach nur angespannt, wohl Folge der Haupt- und Nebenwirkungen einer 49 Euro-Ticket-Regionalbahnreise, die hinter uns lag.

Wir wurden auf unsere Zimmer geschickt, um uns einzurichten. Später am Nachmittag sollten wir gemeinsam Kanu fahren.

Die Zeit verging schnell, ein wenig zu schnell, wie ich zugeben muss. Ausgepackt hatten wir alles, jedoch blieb mir keine Zeit, die Straßen weiter zu bewundern. Schon mussten sich alle wieder treffen. Wir liefen alle durch die Stadt, die noch schöner aussah als der Straßenabschnitt vom Bahnhof zum Hotel. Die Straßen waren diesmal ein bisschen voller, auch mit Menschen, die hier ihren Urlaub verbrachten, mit Menschen, die hier wohnten, Menschen, die hier wohnten und andere besuchten, die auch hier wohnten. Und trotzdem waren es nur Menschen vor diesen großen, alten, mächtigen Häusern. Sie strahlten über dem Schauspiel, das sich vor ihren Türen abspielte, blickten aus ihren Fenstern und schlossen sich schultereng zusammen, um uns durch ihre Straßen zu leiten.

Dann standen wir auch schon vor dem Geschäft des Kanuverleihs. Nach einer kurzen Einführung saßen wir in den Booten. Meine Crew hatte alles schnell raus. Wir waren entspannt, tiefenentspannt. Wir sahen in die Gesichter der anderen Kanufahrer. Dort fanden wir überwiegend Angst und Verzweiflung. Auf der Kanufahrt sahen wir aber auch Schönes. Der Blick fiel ins klare Wasser, bei dem man bis auf den Boden schauen konnte und schlängelte sich dann an wunderschönen Rankpflanzen hoch, die an Uferwänden hochkletterten. Es gab auch wunderschöne Rosenblätter auf dem Wasser und verschiedene Menschen, die am Ufer saßen und angelten oder sich einfach nur entspannten – so wie wir, nur ohne Boot.

Ab und zu kreuzten Motorboote unseren Weg. Ihre Wellen ließen unser Kanu sanft schaukeln. Längst schon war ich nicht mehr nur Zuschauer eines *Good feel movie*, das vor meinen Augen ablief, die Außenwelt war bereits Projektion meiner Innenwelt geworden. *I felt so damn good!* Wir paddelten bestimmt eine ganze Stunde, verloren die anderen ab und zu auch mal, doch als wir an unserem Ziel ankamen, waren wir alle froh. Der Platz, an dem wir eine Pause einlegten, war ein Strand. Wir schoben die Kanus auf den Sand und vor uns standen Bäume mit mächtigen Blumenranken. Ungefähr so muss es an den Ufern des Amazonas aussehen. Die anderen Puzzleteile dieses Augenblicks fügten sich zu einem mittelgroßen Strand mit schöner Aussicht und angenehmer Wassertemperatur. Einige gingen schwimmen, andere sonnten sich am Strand. Wir hatten eine schöne Zeit dort und wieder hing ich meinem Lieblingsgedanken nach: „Oh Augenblick, verweile ewig“. Alles war entspannt, jeder hatte Spaß und auch der Rückweg war schön. Ich wollte nicht, dass dieser Moment vergeht, alles sollte stehen bleiben, so sein wie es gerade war, so werden wie es gerade war. Doch so etwas passiert nur in Geschichten . . . oder auf Abschlussfahrten.

Wieder erklang die Stimme von meinem Audiogerät. Ich schaute mich kurz um. Ich war immer noch in der Reichstagskuppel. Ich hatte mich nicht bewegt, nicht einen Millimeter bewegt. Ich schaute aus dem Fensterhimmel und wollte mich auf den Ausblick konzentrieren, doch die Bilder des nächsten Tages legten sich wie sanfte Wellen über die sichtbaren Bilder vor mir.

Der folgende Tag war einer der tragischen Tage. Wir besuchten den ehemaligen Checkpoint Charlie, ein amerikanischer Sektorenübergang im viergeteilten Berlin des damals zweigeteilten Deutschland.

Unser Museum Guide führte uns zunächst zu einem alten Auto. Wir erfuhren, dass nach dem Berliner Mauerbau 1961 viele Fluchtversuche mit Autos unternommen wurden, in denen die Flüchtenden in die unterschiedlichsten Ecken und Hohlräume eines PKW gepresst wurden, um von Ost nach West zu gelangen. In demselben Raum lagen Bücher aus mit den Namen derer, die bei ihren Fluchtversuchen verstarben, oftmals auch weil sie in den engen Verstecken eines PKW erstickten. Unser Guide folgte weniger unserer Empathie als vielmehr seiner 60-Minuten Tour Taktung, riss uns von den Büchern fort, trieb uns in die nächste Etage und zeigte uns . . . noch ein Auto. Er forderte uns auf, um dieses Auto herumzugehen und dann sah man die Wirklichkeit wie bei einem Kippbild. Was bei zufälliger Betrachtung nur die Rückenlehne des Beifahrersitzes war, entpuppte sich als in die Hülle der Rückenlehne gepresste Schaufensterpuppe. Ein weiteres Beispiel für Hohlräume, in die sich Menschen pressen mussten, um in die Freiheit zu gelangen. „Da lang geht’s in den nächsten Raum.“ Unser Guide versuchte dem Museumsgang das Ambiente eines Fluchtversuchs zu vermitteln. Stressresilienztest als Erleben des Nicht-mehr-Erlebbaren. Eine Mauerlinie durchzog den Fußboden des nächsten Raums, verpackt in dickem Glas. Ohne zu wissen, um was es sich handelte, blieb man lieber fern von dieser Linie. Selbst ihre Risse und Kerben nahmen ihr nichts von dem Schrecken, der von ihr ausging. Es war ein Stück der alten Mauerlinie. In diesem traurigen und bedrohlichen Raum stand wieder ein kleines, hellblaues Auto. „Süß“, dachte ich. Hier war der Tank von 40 Liter auf 5 Liter verkleinert worden. Die fehlenden 35 Liter waren wieder Teil eines Hohlraums voller Hoffnung auf ein freies Leben. Der nächste Raum, das nächste Auto. Dieses Auto hier hatte statt der Windschutzscheibe ein mit Schusslöchern zersiebtes Blech. Neben den Fluchtversuchen über die Straße gab es auch Fluchtversuche durch das Wasser (Spree, Elbe, Ostsee), durch die Erde (Tunnel) oder am Himmel. Ein Raum zeigte einen Heißluftballon, der das Fluchtinstrument eines gescheiterten Fluchtversuchs war. Es wurde immer abenteuerlicher: Kanus als Fluchtverkehrsmittel über die Ostsee, ein Tauchscooter à la James Bond, sogar Musikboxen, in denen Kinder versteckt worden waren. Kreativität und Freiheitswille waren bei den Flüchtenden gleichermaßen stark ausgeprägt.

„Krass“, dachte ich. „Hätte ich mir das zugetraut?“ „Wann ist man bereit so viel Risiko einzugehen?“ „Wie viel Verzweiflung führt zu welchen Entscheidungen?“

Ich wäre an diesem Ort gerne noch meinen Gedanken nachgegangen, hätte in den ausgestellten Vitrinen nach Gesichtern zu den Tragödien und glücklichen Wendungen gesucht, aber so schnell wie wir in das Museum hineingeführt worden waren, so schnell wurden wir auch wieder hinausgeführt. Wie gesagt: der Museumsgang als Fluchtsimulation.

Am Abend war dann „Party on the beach“ . Mit dem öffentlichen Party-Shuttle Linie B 522 ging es zum Grillendamm. Passend dazu wurde ein Grill in den Strandsand gerammt, der uns später mit goldbraun gegrillten Würstchen versorgen sollte. Am Strand saßen wir alle verteilt wie angespültes Treibgut, irgendwie, zufällig und doch schon immer da, redeten, schauten auf unsere Beachvolleyballer, die sich mit anderen Jugendlichen aus Brandenburg zusammengetan hatten, oder glotzten einfach nur in die Schönheit eines Sonnenuntergangs an einem Havelstrand hinein. Der Geruch von Bratwürsten schob sich in den Anblick des Sonnenuntergangs hinein. Eine kleine Stärkung, dann noch ein paar Zuspiele mit dem Volleyball unter Freunden mit diesem Gefühl, dass der Moment so viel Leichtigkeit hatte, wie der grünrot gestreifte Ball, der schwerelos durch den dunkelblauen Abendhimmel tanzte. Wir wurden müde. Das Dunkelblau wurde immer dunkler und wir trieben leise durch die Nacht, zurück zu unserem Hotel. Ich hatte kaum meine Augen geschlossen, als mich diese Stimme wieder antrieb:

„Bitte, gehen Sie weiter!“

Der vierte Tag hier in Berlin. Der vorletzte und wie sich herausstellen sollte auch der spannendste. Wir wurden am Morgen in zwei Gruppen eingeteilt und durften uns aussuchen, was wir machen wollten. Gruppe 1 blieb in Brandenburg und suchte nach kleinen Möpsen mit Geweihen, die überall in der Stadt verteilt sein sollten, Gruppe 2 fuhr zu der Gedenkstätte Hohenschönhausen, einem ehemaligen Stasi Untersuchungsgefängnis. Die Anreise war Stress pur: überfüllte Regionalzüge, ausgefallene S-Bahnverbindungen und deshalb überfüllte S-Bahnen. Und dann standen wir vor ihm: unser Guide für Hohenschönhausen. Er stellte sich vor: Thomas Raufeisen. Wir wussten, dass viele Guides der Gedenkstätte Hohenschönhausen als Opfer von Stasi-Repressionen einen persönlichen Bezug zu diesem Ort hatten. Welches Schicksal Herrn Raufeisen mit diesem Ort verband, konnten wir zu diesem Zeitpunkt nicht erahnen. Zunächst gab es ein paar Erklärungen zu den einzelnen Gebäuden der Gefängnisanlage. Dann wurde es immer anschaulicher. In einer Halle stand ein unauffällig als Lieferwagen getarnter

Barkas B 1000, das Kleintransportermodell der damaligen DDR. Dieser Lieferwagen enthielt sechs winzige kleine Zellen, in denen Untersuchungshäftlinge zu diesem innerhalb eines Sperrgebietes gelegenen Untersuchungsgefängnis transportiert wurden. Dann zeigte uns Herr Raufeisen die jeweiligen Gefängniszellen. Er berichtete von seiner Zeit in Einzelzellen. Das waren der Ort und die Zeit, in denen man ihm das Gefühl geben sollte, dass er in seiner Situation völlig allein gelassen wurde. Psychologischer Effekt: Hilflosigkeit, Orientierungslosigkeit, Redebedarf (am besten mit den Stasi-Mitarbeitern, die die Verhöre führten). Höhepunkt der Perfidie: Als Lektüre erhielt er ab und an Reiseliteratur. Er berichtete von seiner Zeit in Zweier- und Dreierzellern: Ausstattung wie die Einzelzelle: Holzpritsche, Schaumstoffmatratze, Schreibtisch an der Wand, Klosett mitten im Raum. Psychologischer Effekt: Aufbau von Stress. Die Zellengenossen waren zumeist Häftlinge, die wegen zivilrechtlicher Vergehen in Untersuchungshaft saßen und sich Vorteile erhofften, wenn sie politische Häftlinge denunzieren konnten. „Ich würde das hier nie aushalten“, schoss es mir immer wieder durch den Kopf, als Herr Raufeisen uns in immer neue Räume und Flure dieses Alptraums führte. In einem ehemaligen Verhörzimmer bat er uns sich hinzusetzen. Bei mir sackte alles zusammen: meine Knie, mein Körper, meine Gedanken. Ich konnte mir kaum einen unwirklicheren Ort als diesen geheimen Ort der Kontrolle, der Folter und des Machtmissbrauchs vorstellen. Dann begann Herr Raufeisen seine Geschichte zu erzählen: Er wurde inhaftiert, weil er in seine Heimat zurück wollte, nach Hannover, Westdeutschland, wo er die ersten 17 Jahre seines Lebens verbracht hatte, bevor sein eigener Vater mit der Familie, seiner Mutter und seinem zwei Jahre älteren Bruder in einer überhasteten Abreise in die DDR gereist war. Der Grund für diese überstürzte Abreise war, dass sein eigener Vater 20 Jahre als Spion der DDR in einem westdeutschen Industrieunternehmen als Geophysiker gearbeitet hatte und nun von der Zentrale aus Angst vor Enttarnung „zurückgerufen“ wurde. Die Söhne wussten nichts, rein gar nichts von dem Doppelleben ihres Vaters, der sich aus idealistischen Gründen für die Spionagetätigkeit des „Friedensstaates“ DDR hatte anwerben lassen. In der DDR angekommen, ließen die Verantwortlichen ihre Masken fallen. Alle Familienmitglieder sollten die DDR-Staatsangehörigkeit übernehmen. Der ältere Bruder weigerte sich und wurde in den Westen ausgewiesen, die anderen hatten ihr Zuhause und ihre Heimat verloren. Insgesamt vier Jahre musste Thomas Raufeisen in Hohenschönhausen und später in Bautzen in Haft verbringen, bevor er 1984 vom Westen freigekauft wurde.

Thomas Raufeisen zeigte uns zum Abschluss dieser bemerkenswerten Tour noch den Gefängnishof, den man während der U-Haft eine halbe Stunde am Tag betreten durfte: ein Stück vergitterter Himmel mit vier Wänden in der Größe von fünf mal fünf Metern. Danach standen wir am Ausgang der Gedenkstätte. Ich hatte ein Buch mit der Biographie von Thomas Raufeisen in der Hand, von ihm signiert. Wir waren frei.

Der Abend war gewollt anders. Wir waren jetzt alle ein bisschen exklusiver im Outfit inklusive mir, also Kleid, dazu Absatz und Make up. Braucht man zum Feiern im Club. Matrix hieß der Klub, in dem wir feiern wollten. Ein exklusiver Abend für Schüler:innen. Wir bekamen die Armbänder angelegt, mit denen man die feiernden Jugendlichen in zwei Welten trennte: Trinker und Nicht-Trinker. Unsere Lehrer schickten uns in die Welt der Nicht-Trinker und zogen sich dann diskret zurück in einen Warteraum und ließen uns endlich unendlich feiern. Einige hielten bis 22 Uhr durch, die meisten bis 24 Uhr. Letztere waren wegen der Zugrückfahrt allerdings erst gegen 2 Uhr im Hotel. Uns schmerzten die Füße, wir wären im Zug am liebsten im Tiefschlaf geblieben, aber die Regiostrecke endete nunmal in Brandenburg an der Havel. Zwischendurch hatte ich kurz mal die Augen geöffnet und befand mich wieder zwischen Schlafen und Wachen, Traum und Wirklichkeit, Himmel und Geländerstange.

„Gehen Sie weiter!“

„Nein“, murmelte ich vor mich hin. „Nein. Für heute reicht's.“

Und am nächsten Morgen packte ich meine Koffer, stieg mit den anderen in den Zug nach Lüneburg und versuchte meinen dicken Hardcase Koffer hinter die Bankreihe dieses völlig überfüllten Regionalzuges zu drücken. Ich sah in die Gesichter der Mitreisenden, die sich in den Gängen Schultern und Ellenbogen in die Leiber drückten, hörte ihre verschämt leisen Entschuldigungen. Ich schaute auf meinen dicken Koffer, in dem Kleidung, Schuhe, Handtücher und Hygieneartikel zusammengequetscht waren und musste schmunzeln. Alles vor mir war voll, übervoll und überfüllt, aber im Vergleich zu dem Feuerwerk an Bildern und Eindrücken dieser Woche, die sich in meiner Erinnerung entzündeten, war das hier wirklich nicht der Rede wert.

So wie der steinerne Weg schneckenhausförmig zum Zentrum führte, so führte der Weg in absteigenden Kreisen wieder zurück. Die Glaskuppel war immer noch gefüllt vom warmen, leuchtenden Sommerblau, meine Ohren von strengen Anweisungen. „Bleiben Sie stehen“, „Schauen Sie nach rechts, dann nach links“, „Gehen sie weiter.“ Der Ort aber hatte seinen Zauber über mich verloren. Als ich die Rampe verließ, verstummte die Stimme in meinem Ohr. Ich wandte mich zu einem der Hosts, der mich zu sich winkte. Die Sonnenstrahlen schossen ein letztes Mal durch die Kuppel und trübten meinen Blick. Stand da vor mir nicht ein riesiger farbiger Mann in livrierter roter Uniform, goldenen Tressen und Schulterklappen, der aussah, als käme er aus der Karibik, so wie das Meerkätzchen, das auf seinen Schultern entlanglief? In seinen Augenhöhlen lagen leuchtende Diamanten und als er sprach, öffnete sich sein Mund so breit wie der Abgrund, den ich hinter mir gelassen hatte. „Gib mir bitte deinen Audio Guide zurück. Der Guide kommt in den Kasten, die Kopfhörer bitte hierhin.“ Er wies mit seiner mächtigen Hand auf eine Ablagestange. Aus seinen Augenhöhlen funkelte das helle Licht auf mich herab. „Ihr kommt aus Dahlenburg. Das weiß ich. Ihr werdet eine tolle Zeit haben in Berlin. Das sehe ich genau vor mir.“

Genauso war es dann auch. Nach unendlichen Bahn-, Bus und Kanukilometern, unzähligen geleerten Asia Nudelboxen, 26 Waldmöpsen und 5 Tagen in Brandenburg und Berlin haben wir das erlebt, was schon lange zuvor in den Sternen geschrieben stand.